

Voraussetzung dafür, daß das japanische Volk nicht an seiner Ueberzahl erstickt. Die Wachstumskraft dieses Volkes grenzt wirklich ans Phantastische. Aus 30 Millionen Japanern um 1870 sind heute 68 Millionen geworden, und Jahr um Jahr wächst eine weitere Million hinzu. Dabei sind die japanischen Inseln zu gut vier Fünfteln mit Wald und Heide bestandene Gebirgshänge, das Ackerland ist im Jahrtausende alten intensiven Reisbau arg ausgelaugt und gibt nur schwer reicheren Ertrag. Wohin also mit den Menschen? Es gibt nur zwei Wege: Auswanderung oder Industrialisierung.

Das Inselvolk will nicht auswandern

Die Auswanderung ist immer wieder in jeder Weise gefördert worden, aber es sind dabei merkwürdig geringe Erfolge erzielt worden. Hier zeigt sich überraschend deutlich, wie abhängig jede Nation von den Gesetzen der Rasse und des Bodens ist. Die vorwiegend durch malaiisches Blut bestimmte Rasse, seefahrend, meergewohnt, südlichem Klima, südlichen Lebenssitten zugeneigt, läßt sich nicht recht nach dem Norden, läßt sich nicht aufs Festland verpflanzen. Sie hat eine Abneigung gegen kaltes, trockenes, schroff wechselndes Klima, gegen die Steppen und Hochländer des Kontinents. Nichts zeigt das deutlicher als die Tatsache, daß im Bereich der japanischen Inseln selbst die nördlichen Züge fast menschenleer sind, während die Siedlung zu qualvoller Dichte ansteigt, je weiter wir nach Süden kommen. So wandert der Japaner wohl nach Hawaii und Formosa aus, aber nicht nach Sachalin und nicht nach den leeren Räumen der Mandschurei, die sich dafür in ganz kurzer Zeit mit 30 Millionen Chinesen füllten.

Es bleibt also als Ventil für den unerhörten Bevölkerungszuwachs nur die Industrialisierung, und diese wieder erforderte

und erzwang den Aufbau eines Imperiums zur Sicherung von Rohstoffräumen und Absatzzentren für das immer größer werdende Industrievolk, das von seinen glücklichen Inseln nicht herunter will.

Niedrige Löhne bringen den Bauer in Not

Dieser Wettlauf zwischen dem raschen Bevölkerungszuwachs auf der einen, Industrialisierung und Exportverstärkung auf der anderen Seite verläuft nun durchaus nicht immer so glatt und glanzvoll, wie es von außen aussehen mag. Er war und ist vielmehr nur möglich auf der Grundlage niedrigster Löhne und schärfster Anspannung des Arbeiters. Daß die japanische Textilarbeiterin bei 10- bis 11stündiger Arbeitszeit 60—80 Sen (45—60 Pfennig) am Tag verdient und auch der gelernte Arbeiter nicht mehr als rund 2 Yen (1,50 Mark), ist ja bekannt. Selbst wenn wir die einzigartige Genügsamkeit des japanischen Menschen in Rechnung stellen, sind solche Löhne nur durch die äußerst niedrigen Preise für Lebensmittel tragbar. Begnügte der Bauer, der noch immer 60 Prozent des Volkes darstellt, sich nicht mit einem minimalen Preis für die Produkte seiner Arbeit, mit einem ärmlichen Leben von der Geburt bis zum Tod, so wäre das äußerlich prächtige Gebäude der japanischen Industrie erledigt. Bauernnot und Bauernleid haben so den Aufstieg Japans in den letzten 75 Jahren als dunkle Schatten stets begleitet.

Früher Selbstgenügsamkeit und Kindesaussetzung . . .

Seit jeher ist die Fläche, die dem japanischen Bauern zur Bewirtschaftung bleibt, ungewöhnlich klein gewesen. Da in Japan der Anbau von Sumpfpflanzen (Reis und daneben Bambus) ganz im Vordergrund steht, fallen fast alle nicht



Fot. Natori

Arbeiter-Wohnungen in Tokio

In Holzbuden dicht übereinander, die hinter den glanzvollen Fassaden der Geschäftsstraßen in Winkeln zusammengedrückt sind, leben die japanischen Arbeiterfamilien. Die zahlreichen Wäschestücke auf dem Balkon vor jeder der einzimmerigen Wohnungen zeugen von dem auch in der Stadt bestehenden Kinderreichtum des Volkes.